



Deutscher Studienpreis 2017

1. Preis in der Sektion Geistes- und Kulturwissenschaften

Dr. Sebastian Schlund

»Behinderung« überwinden? Die Geschichte des Behindertensports in der Bundesrepublik Deutschland, 1950–1990

In Deutschland gelten derzeit etwa 10 % der Bevölkerung als behindert. Dennoch ist über die Lebenslage Behinderung und über die Zeitgeschichte behinderter Menschen bisher kaum historisch geforscht worden. Über zentrale Themen der Disability History, wie die gesellschaftliche Wahrnehmung von Behinderung oder die Frage nach den Triebkräften und Hindernissen von Integration, kann insbesondere die Geschichte des Sports behinderter Menschen Aufschluss geben. Dabei steht die Entwicklung des Behindertensports von einer Therapiemaßnahme für Kriegsversehrte zu einer selbstbestimmten Freizeitbeschäftigung für alle Gruppen behinderter Menschen im Fokus. Ferner kann die Entstehung des Behindertenleistungssports als technische und diskursive Vorbereitung heutiger Debatten um den »Körper 2.0« erläutert werden. Weshalb außerdem der Behindertensport immer mit der Überwindung von Behinderung einherging und was Behinderung in diesem Zusammenhang eigentlich bedeutet, wird in der Studie beantwortet.

Dr. Sebastian Schlund promovierte an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Fach- und Spezialgebiete: Geschichte der Neuzeit, Disability History

Der vorliegende Beitrag wurde beim Deutschen Studienpreis 2017 mit dem 1. Preis in der Sektion Geistes- und Kulturwissenschaften ausgezeichnet. Er beruht auf der 2016 an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel eingereichten Dissertation »Behinderung überwinden? Die Geschichte des Behindertensports in der Bundesrepublik Deutschland, 1950–1990« von Dr. Sebastian Schlund.

Lässt sich Behinderung überwinden? Die Antwort auf diese Frage wird höchst unterschiedlich ausfallen, variierend nach dem Hintergrund der befragten Person. Man stelle sich eine Gruppe von Wissenschaftler_innen vor, die aus ihrer Sicht jeweils eine Replik formulieren möchten. Eine Medizintechnikerin etwa würde sicher auf neueste Entwicklungen im Bereich der Prothetik abheben. Ein Pränataldiagnostiker führt möglicherweise ins Feld, dass bestimmte körperliche Beeinträchtigungen bereits während der Schwangerschaft identifiziert werden können. Bevor er diesen Gedanken weiterentwickeln kann, erhält er jedoch Widerspruch von einer Wissenschaftsethikerin und einem Theologen. Eine Soziologin, die sich als Vertreterin der Disability Studies erklärt, wendet ein, dass mal wieder nur *über*, aber nicht *mit* behinderten Menschen gesprochen würde. Man solle doch Menschen befragen, die sich selbst mit Behinderung konfrontiert sehen.

Aus Sicht der zeitgeschichtlichen Disability History, zu der meine Studie zu rechnen ist, wäre im Sinne der Eingangsfrage zunächst zu klären, was mit Behinderung gemeint ist und wie der Begriff im 20. Jahrhundert definiert wurde. Erst wenn die unterschiedlichen Begriffskonnotationen klar sind, kann wissenschaftlich analysiert werden, was letztlich überwunden werden soll. Aus einer rein medizinischen Perspektive, die bis ins letzte Drittel des 20. Jahrhunderts alles Reden über Behinderung dominierte, bedeutete Behinderung eine im Körper angelegte Devianz von einer nicht klar umrissenen Norm. Die große Mehrheit der Personen, die in der Bundesrepublik als behindert eingestuft wurden, erhielt diese Zuschreibung aufgrund einer ärztlich diagnostizierten, dauerhaften körperlichen Beeinträchtigung. Der Körper der betroffenen Person selbst galt

folglich als Ursprung und zugleich Merkmal der Behinderung. Gegen diese Sichtweise wandten sich ab den 1970er Jahren behinderte Menschen selbst sowie in der Folge auch behinderte wie nicht behinderte Geistes- und Sozialwissenschaftler_innen. Der medizinischen Interpretation von Behinderung stellten sie das sogenannte soziale Modell von Behinderung entgegen. Dieses lässt sich auf die knappe Formel »Behindert ist man nicht, behindert wird man!« bringen. Nicht mehr der Körper der betroffenen Personen, sondern die von der gesellschaftlichen Umwelt errichteten Barrieren identifizierte diese Neuinterpretation als Behinderung. Im Englischen wird mit Blick auf die Ambiguität des Begriffs unterschieden zwischen *impairment* (der körperlichen, geistigen oder psychischen Beeinträchtigung) und *disability* als Ausdruck der mannigfachen gesellschaftlichen Behinderungen. Der vorliegende Essay soll auf Basis dieser einleitenden Bemerkungen und Definitionen zunächst die zentralen Befunde des Dissertationsprojekts vorstellen. Dabei soll an mehreren Stellen auf die Gegenwartsrelevanz meiner Erkenntnisse hingewiesen werden. Zum Ende des Beitrags führen die drei analytischen Schwerpunktsetzungen der Studie (Hierarchien, Integration und Selbstbestimmung) zur Benennung der meines Erachtens zentralen Impulse der Studie für die politische, wissenschaftliche und mediale Beschäftigung mit dem Phänomen Behinderung.

Versehrtensport zwischen Erwerbsarbeitsparadigma und Wertewandel, 1950–1975

In meiner Studie zum Behindertensport in der Bundesrepublik Deutschland zwischen 1950 und 1990 widme ich mich der Doppelbedeutung

von Behinderung und mithin den Bestrebungen, diese zu überwinden. Gezielte, im zeitgenössischen Jargon der 1950er und 1960er Jahre gesprochen: zweckmäßige Übungen sollten behinderte Menschen körperlich wieder zur Aufnahme einer Erwerbsarbeit »herstellen«. Aus dem Kontext der Nachkriegszeit lässt sich dieses staatlicherseits formulierte Ziel vor dem Hintergrund erklären, dass viele Tausend Menschen – vor allem Männer – nach dem Zweiten Weltkrieg als kriegsversehrt galten. Ihnen bei der Rückkehr in die Erwerbstätigkeit durch therapeutische Hilfen zur Seite zu stehen, galt nicht nur als sozialpolitische, sondern auch als ökonomisch sinnvolle Maßnahme. Diese Erwägung kann als Ursprung des Sports behinderter Menschen in der Bundesrepublik bezeichnet werden. Entsprechend war die Kompensation, im Idealfall die Überwindung der Beeinträchtigung, eine Fremderwartung, die an behinderte Menschen herangetragen wurde. Zugleich – und dies lässt sich für den gesamten Untersuchungszeitraum konstatieren – verbanden auch zahlreiche betroffene Personen selbst mit der regelmäßigen sportlichen Betätigung die Überwindung ihres »Makels«.

Der Topos von der Wiederherstellung der Erwerbsarbeitsfähigkeit blieb bis zum Ende der 1960er Jahre das dominierende Motiv des staatlich organisierten und finanzierten Behindertensports. Da sich das Therapie- und Sportangebot nahezu ausschließlich an kriegsversehrte Männer richtet, sprach man zeitgenössisch von »Versehrtensport«. Der 1951 gegründete Deutsche Versehrtensportverband (DVS) betreute bis 1968 ca. 50.000 Personen, von denen zwei Drittel als kriegsversehrt galten und fast 90% männlich waren. Sie trafen sich jede Woche zu beliebten Sportarten wie Schwimmen, Sitzball, Tischtennis oder – vor allem in Bayern – zum Krückenskilauf. Alle Übungseinheiten und Vergleichswettkämpfe fanden unter ärztlicher »Überwachung« statt: Schließlich wollte die Versorgungsverwaltung sicherstellen, dass mit den staatlichen Geldern auch zweckmäßige Übungen betrieben wurden.

Jede der Versehrtensportgruppen musste neben einem speziell ausgebildeten Versehrtensportwart entsprechend auch einen Mediziner zu den Sportveranstaltungen hinzuziehen. Diese beiden Verantwortlichen verfassten monatliche Berichte über den Inhalt der Übungsabende, die Teilnehmerzahlen und eventuelle Probleme. Die kumulierten Berichte und Statistiken der Vereine wurden über die zu-ständigen Landesverbände an die Versorgungsbehörden der Bundesländer und schließlich an das Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung weitergeleitet. Folglich konnten die staatlichen Institutionen sicherstellen, dass der Versehrtensport an der Basis gemäß der im Bundesversorgungsgesetz von 1951/56 festgehaltenen Bestimmungen durchgeführt wurde.

Bereits diese knappen Ausführungen verdeutlichen, dass eine spaßbetonte Freizeitgestaltung und Zerstreuung durch Sport nicht die obersten Ziele des westdeutschen Behindertensports der 1950er und 1960er Jahre waren. Darüber hinaus zeigte die große Mehrzahl der Vereine im DVS eine geringe Bereitschaft, Frauen und Kinder mit Behinderung, sogenannte Zivilbehinderte sowie Menschen mit geistiger Beeinträchtigung aufzunehmen. Mit dem Antritt der sozialliberalen Koalition unter Bundeskanzler Willy Brandt sollten sich die Vorzeichen bundesrepublikanischer Behindertenpolitik jedoch derart signifikant verändern, dass diese Abschottung zahlreicher Versehrtensportvereine in die Kritik geriet. Alle staatlichen Wiedereingliederungsangebote für Menschen mit Behinderung – also auch der Behindertensport – sollten fortan auf alle Gruppen behinderter Menschen ausgerichtet sein. Ungleichbehandlungen, die sich nach der Ursache und Art der Beeinträchtigung sowie nach dem Geschlecht der betroffenen Personen richteten, wollte die SPD-FDP-Koalition künftig nivellieren.

Vor dem Hintergrund dieses behindertenpolitischen Kurswechsels begannen sich innerhalb der ersten Hälfte der 1970er Jahre die Rahmenbedingungen des organisierten Behindertensports zu verändern. Denn durch ein Bündel an gesetz-

lichen Initiativen – am prägendsten war hierbei das Rehabilitations-Angleichungsgesetz von 1974 – wurde der Behindertensport nach und nach aus dem Kontext der Kriegsopferversorgung gelöst. Der Staat als Finanzier des Sports behinderter Menschen erachtete die bis dato geltende massive Bevorzugung kriegsversehrter Männer als obsolet und wirkte in der Folge auf die Führung des DVS ein. Der Verband, in dem die Hegemonie dieser Personengruppe besonders deutlich zutage getreten war, müsse sich auf allen Ebenen nicht kriegsversehrten, nicht männlichen Menschen mit Behinderung öffnen, um den neuen behindertenpolitischen Vorzeichen zu entsprechen.

Politischer Druck war somit einer der beiden Faktoren, die in der Umbruchphase der frühen 1970er Jahre zu Veränderungen im Behindertensport führten. Der zweite transformative Impuls hatte mit behindertenpolitischen Zielsetzungen wenig zu tun, und seine Ursache lag bereits einige Jahre zurück: der Contergan-Skandal. Zu Beginn der 1960er Jahre wurde bekannt, dass die körperlichen Missbildungen mehrerer Tausend Neugeborener auf den Wirkstoff Thalidomid zurückzuführen waren. Dieser war im Beruhigungsmittel Contergan enthalten, das die Mütter der betroffenen Kinder während der Schwangerschaft eingenommen hatten. Der Contergan-Skandal hatte in der Bundesrepublik zu Beginn der 1960er Jahre die Aufmerksamkeit für das Thema Behinderung deutlich erhöht und führte etwa zur Gründung der »Aktion Sorgenkind« (heute »Aktion Mensch«). Für die Behindertensportvereine erlangte der Contergan-Skandal ab dem Ende der 1960er Jahre Relevanz, da die betroffenen Kinder nun ein Alter erreicht hatten, in dem die meisten Kinder – behindert oder nicht behindert – Sportvereinen beitreten. In den Sportgruppen an der Basis begann daher eine generelle Öffnung gegenüber behinderten Kindern, die zwar von den sogenannten Contergan-Kindern ausgelöst wurde, aber auch jene betraf, deren Beeinträchtigung auf andere Ursachen zurückging. Nach und nach schlug sich dieser Prozess auch auf die Einstellungen in

der weiterhin von kriegsversehrten Männern der »ersten Stunde« dominierten Führungsebene des Bundesverbandes DVS nieder. Entsprechend konvergierten bei der Neuausrichtung des Verbandes bezüglich der Mitgliederstruktur politische Impulse mit dem tragischen Ereignis des Contergan-Skandals.

Auch für andere Gruppen behinderter Menschen wurden die bislang nahezu ausschließlich für kriegsversehrte Männer konzipierten Behindertensportangebote in dieser Umbruchphase geöffnet: So verdoppelte sich der prozentuale Frauenanteil in den Sportgruppen des DVS zwischen 1969 und 1975 von etwa 8% auf über 16%. Die wachsende Beteiligung von Kindern und Frauen mit Behinderung am organisierten Behindertensport trug auch maßgeblich zu einem Ausgleich des Verhältnisses von kriegsversehrten zu zivilbehinderten Sportlerinnen und Sportlern bei. Stellten zivilbehinderte Mitglieder zur Mitte der 1960er Jahre noch etwa ein Drittel aller im DVS Sport treibenden Personen, so war zehn Jahre später fast die Hälfte aller Behindertensportler_innen nicht kriegsversehrt. Freilich liegt diese Entwicklung auch in der Tatsache begründet, dass der Anteil Kriegsversehrter auf natürliche Weise abnahm, je länger der Zweite Weltkrieg zurücklag. Doch verrät ein Blick in die Statistiken, dass es zahlreichen Vereinen und einigen Landesverbänden, die besonders stark von kriegsversehrten Männern dominiert waren, weiterhin gelang, sich gegen neue Mitglieder abzuschotten. Demographie mag eine Rolle in der Umwälzung der Mitgliederstrukturen gespielt haben, doch konnte eine ablehnende Einstellung der »alteingesessenen« Sportler über die Geschwindigkeit des Wandlungsprozesses mitbestimmen.

Diese teils komplexen statistischen Darlegungen sind notwendig, um einen wesentlichen Befund der Dissertation vorzubereiten: Für ein zentrales Wandlungsmoment in der Geschichte des westdeutschen Behindertensports war eine Kombination verschiedener Faktoren verantwortlich: ein (behinderten)politisches Reformklima,

ein generationeller Wandel im untersuchten Subsystem und eine gestiegene gesellschaftliche Aufmerksamkeit für das Thema Behinderung abseits der Wiedereingliederung Kriegsversehrter zu ökonomischen Zwecken. Nicht zufällig fielen diese Wandlungsmomente in eine Zeit grundsätzlicher gesellschaftlicher Umbrüche. Bereits Zeitgenossen diagnostizierten einen Wertewandel, die Ablösung von Pflicht- und Akzeptanzwerten zugunsten einer Freiheits- und Selbstbestimmungsorientierung. Auf diese Formel brachte der Sozialwissenschaftler Helmut Klages, der als einer der profiliertesten Wertewandelsforscher gilt, eine mittelfristige Werteverchiebung, die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zahlreiche »westliche« Gesellschaften erfuhren.¹ In meiner Studie zur Geschichte des Behindertensports konnte die These des Wertewandels als zeithistorisches Deutungsmuster in einem definierten gesellschaftlichen Teilbereich kritisch geprüft werden. Somit war es möglich, eine eher auf der theoretischen Ebene verortete historiographische Debatte mit einer empirischen Fallstudie zu hinterfragen. Darüber hinaus wurde der Fokus auf die sportlichen Aktivitäten einer Personengruppe gerichtet, die gemeinhin zu den gesellschaftlichen Randgruppen zählte. Mit der Herangehensweise, die Gesellschaft »von ihren Rändern her« zu denken, konnten folglich neue Erkenntnisse über Rhythmus und Geschwindigkeit gesamtgesellschaftlicher Wandlungsprozesse gewonnen werden. Denn mit dem Wertewandel typischerweise verbundenen Präferenzverschiebungen von Arbeit hin zu Freizeit, von Disziplin hin zu Selbstverwirklichung setzten sich für behinderte Menschen in der Bundesrepublik später durch als für nicht behinderte. Am Beispiel des Behindertensports lässt sich generalisierend zeigen, dass Wandel für jene Randgruppen später passiert. Wer einen vergleichsweise geringeren Zugriff auf gesellschaftliche Ressourcen wie politischen

Einfluss oder öffentliche Aufmerksamkeit besitzt, kann weniger gestaltend und später rezipierend an Transformationsprozessen teilhaben.

Zu dieser gesellschaftlichen Transformation gehörte in den frühen 1970er Jahren eben die gleichberechtigte Partizipation aller Menschen am gesellschaftlichen Leben. Entsprechend der von der sozialliberalen Koalition propagierten Schlagworte von Chancengleichheit, Demokratisierung und Teilhabe rückten jene Lebensbereiche in den Fokus, in denen diese Aspekte als defizitär erschienen. Als sich Sozialwissenschaftler_innen und Ministerialbeamte über die Freizeitmöglichkeiten behinderter Menschen informierten und die Zustände im Behindertensport analysierten, erschien ihnen der Reformbedarf beträchtlich. Behindertensport als zweckbestimmte Therapie mit dem Ziel der körperlichen Ertüchtigung zur Arbeit passte nicht in die neuen behindertenpolitischen Konzeptionen. Ab der Mitte der 1970er Jahre erschienen daher reihenweise vom Bund finanzierte und von neuen sozial- und sportwissenschaftlichen Instituten publizierte Studien zur Neugestaltung des Behindertensports. Das angestaubte Image des Verbandes sollte abgelegt werden, die Öffnung für bislang marginalisierte Personengruppen vorangetrieben werden. Als erste Reaktion auf den kombinierten politisch-wissenschaftlichen Druck auf den DVS änderte dieser – widerwillig – seinen Namen: Seit 1975 trägt der Bundesverband den Titel Deutscher Behindertensportverband (DBS). Dem Namen nach waren von diesem Zeitpunkt an also alle behinderten Menschen in den Vereinen willkommen. Die Realität sah allerdings anders aus.

Denn wiewenig einige Vereine und Landesverbände dem symbolischen Akt der Umbenennung im Bundesverband zuvorgekommen waren, behielten viele von ihnen das »V« im Namen bei. Zudem entzündeten sich auf allen hierarchischen Ebenen des organisierten Behindertensports teils heftige Debatten um die Namensänderung. Zahlreiche langjährige Mitglieder und Funktionäre sahen die Ursprungsidentität als Verband Kriegs-

¹ Helmut Klages, Wertorientierungen im Wandel. Rückblick, Gegenwartsanalyse, Prognosen, Frankfurt a. M., 1984.

versehrter in Gefahr und wehrten sich weiter sowohl gegen den Zustrom nicht kriegsversehrter Sportler_innen als auch gegen das Signal der Umbenennung. Alle Pluralisierungsprozesse zwischen der Mitte der 1970er und dem Beginn der 1990er Jahre fanden folglich unter fortgesetzten Konflikten statt. Alle Veränderungen – in der Mitgliederstruktur, bezüglich der gleichberechtigten Mitsprache aller Sportlerinnen und Sportler und mit Blick auf die inhaltliche Ausrichtung zwischen Therapiemaßnahme und Freizeitgestaltung – setzten sich nur schleichend gegen interne Widerstände durch. Vor dem Hintergrund des oben skizzierten Wertewandels ist daher zu konstatieren, dass langfristige Wandlungshemmnisse beim Postulat vermeintlich rascher Transformationen stärker in den Blick genommen werden müssen. Dies gilt insbesondere für Fälle wie den hier beschriebenen, in dem Wandlungsmomente durchaus politisch gewollt und angeschoben werden.

Pluralisierung und technische Revolution des Behindertensports, 1976–1990

Da sich die Öffnung der traditionellen Behindertensportvereine aufgrund der über mehrere Jahrzehnte etablierten Pfadabhängigkeiten und Hierarchien schleppend gestaltete, ergriffen neu zum Behindertensportsystem stoßende Akteure die Initiative. Personen aus dem Umfeld von Interessenverbänden behinderter Menschen, Kirchenvertreter_innen, vor allem aber jene Wissenschaftler_innen, die in den frühen 1970er Jahren Studien zur Situation des Behindertensports angefertigt hatten, gründeten sogenannte Integrationssportgruppen. Ihr Ziel war der gemeinsame Sport von behinderten Menschen, unabhängig von Ursache und Art der Beeinträchtigung sowie vom Geschlecht. Darüber hinaus sollten die Sportgruppen auch explizit nicht behinderte Menschen einbeziehen. Die politisch gewollte, gleichberechtigte gesellschaftliche Teilhabe behinderter Menschen, die in der Theorie

seit dem Boom sozialwissenschaftlicher Studien seit dem Beginn der 1970er Jahre erforscht war, wurde somit in den 1980er Jahren in die Praxis überführt. Bis zum Ende der Dekade hatten sich in Westdeutschland über 200 derartige Initiativen gegründet, die damit für die traditionellen Behindertensportvereine eine ernst zu nehmende Konkurrenz darstellten.

Entsprechend scharf griffen Spitzenfunktionäre des DBS – weiterhin allesamt kriegsversehrte Männer – die neu entstehenden Integrationsportmodelle an. Der DBS reklamierte für sich ein aus seiner Geschichte abgeleitetes Monopol auf den Sport behinderter Menschen. Zudem würden die Integrationsportgruppen das in Mode gekommene Schlagwort »Integration« lediglich instrumentalisieren, um Vereinsmitglieder und staatliche Zuschüsse anzuziehen. Im Gegenzug warfen die Protagonist_innen des Integrationsports dem DBS eine überkommene Vorstellung sportlicher Inhalte vor, die nur noch die alteingesessenen Mitglieder anspreche und zum »natürlichen Aussterben« der traditionellen Vereine führe. Zudem waren – und dies ist unbestritten – Vorbehalte und teils heftige Ablehnung nach wie vor aktiver kriegsversehrter Sportler gegenüber »neuen« Mitgliedern virulent. Diese Haltungen trafen zum einen Menschen mit chronischen Erkrankungen, die nun vermehrt Behindertensportvereinen beitraten. Sie verwässerten in den Augen zahlreicher langjähriger Behindertensportler die Unterscheidung zwischen Behinderung und »Krankheit«. Zum anderen, und in wesentlich stärkerem Ausmaß, richteten kriegsversehrte Sportler und Funktionäre ihre Zurückweisung gegen geistig beeinträchtigte Menschen. Mit ihnen wollten viele Vereinsmitglieder nicht »in einen Topf geworfen« werden. Grund dafür waren beharrliche Stereotype und Berührungsängste gegenüber Menschen mit geistiger Beeinträchtigung.

An diesem Punkt zeigt sich sowohl einer der deutlichsten Unterschiede zwischen vielen DBS-Vereinen und Integrationssportgruppen als

auch eine Möglichkeit zur Benennung des gesellschaftspolitischen Nutzens meiner Studie. Im Gegensatz zu den traditionellen Behindertensportgruppen integrierten Integrationsportmodelle geistig beeinträchtigte Menschen ganz bewusst. Über den gemeinsamen Sport, das zwanglose Zusammensein im Freizeitbereich, sollten eben jene Berührungängste und Vorurteile abgebaut werden, die an anderer Stelle zu Separation führten. Personengruppen aufgrund fremder, vermeintlich beängstigender Merkmale wie Behinderung, religiöser Zugehörigkeit oder ethnischer Herkunft pauschal auszugrenzen, trägt nicht zur Überwindung von Vorurteilen und gesellschaftlicher Spaltung bei.

In einem weiteren Bereich, der sich in den 1980er Jahren äußerst dynamisch entwickelte, zeigte sich eine mangelnde Offenheit der Funktionärschicht des Deutschen Behindertensportverbandes. Der Leistungssport behinderter Menschen war ein traditionell im DBS – und zuvor im DVS – stark vernachlässigtes Aufgabengebiet. Im Sinne der Fokussierung auf therapeutische Angebote galt der Leistungs- und Wettkampfsport als kontraproduktiv. Wer in den Sportgruppen nach Wettkampf und Bestleistungen strebte, gefährdete seinen Therapieerfolg und gehe das Risiko einer »weiteren Schädigung« eines ohnehin beeinträchtigten Körpers ein, so die medizinisch dominierte Interpretation im organisierten Behindertensport. Im Zuge der personellen und inhaltlichen Reform des Behindertensportverbandes ab Mitte der 1970er Jahre wollten auch mehr und mehr Vereinsmitglieder entgegen der offiziellen Linie Wettkampf- und Leistungssport betreiben. Da diese Leistungsorientierung trotz steigender Popularität der »Weltspiele der Gelähmten« (heute Paralympics) im Verband sehr kritisch gesehen wurde, stellte sich die Frage nach den Grundlagen der Behindertenleistungssportförderung. Zaghafte begannen progressive Teile der DBS-Funktionärschicht mit dem Deutschen Sportbund (DSB) zu kooperieren, um ein stringentes Leistungssportkonzept für behinderte Sportler_

innen zu entwickeln. Es zeigte sich schnell, dass die Vertreter_innen des Nicht behindertensports in diesen Diskussionen eine dem Behindertenleistungssport gegenüber deutlich offenere Position einnahmen. Den Bedenkenträgern im DBS, die weiterhin gegen den Leistungssport als potenziell schädliche Sportform argumentierten, hielten DSB-Vertreter das Selbstbestimmungsrecht der behinderten Athlet_innen entgegen: Es solle diesen selbst überlassen bleiben, ob sie »potenziell schädlichen Leistungssport« betreiben wollten oder nicht. Auch aufgrund der lauter werdenden Stimmen behinderter Leistungssportler_innen selbst wandte sich der DBS im Verlauf des Jahrzehnts dem Behindertenleistungssport mehr und mehr zu. Zum Ende der 1980er Jahre entsandte der Verband die bis dato größte Delegation zu den Paralympischen Sommerspielen nach Seoul, die gemeinhin als Startschuss einer neuen Ära des Behindertensports gelten. Nicht nur wurden bis dahin beispiellose sportliche Leistungen erzielt, die auf verbesserten Trainingsbedingungen und oftmals auch einer Revolution in der Prothesen- und Rollstuhltechnik basierten. Auch berichteten die Medien nun wesentlich ausführlicher über die paralympischen Wettkämpfe.

Mit der medialen Aufmerksamkeit für die kurz zuvor stattfindenden Olympischen Spiele oder der heutigen Berichterstattung über den Behindertenleistungssport waren die Sendungen aus Seoul zwar nicht zu vergleichen. Doch symbolisierten die Paralympics 1988 den Beginn einer neuen Form medialer Verarbeitung des Sports behinderter Menschen und mithin auch eine sich wandelnde Wahrnehmung von Behinderung. Zwar zögerlich, aber dennoch merklich setzte eine öffentliche Wahrnehmung von Behindertensport ein, die nicht mehr nur auf Mitleid und Schicksalsüberwindung abzielte. Der in den 1990er Jahren als DBS-Athletensprecher fungierende Leichtathlet Gunther Belitz sprach in diesem Zusammenhang vom Bild der »Trotzdem-Athleten«, das es zu beseitigen galt. Leistungssportler_innen im Behindertenbereich wollten schlichtweg für

ihre sportlichen Errungenschaften – wie auch nicht behinderte Sportler_innen – Anerkennung erfahren; nicht jedoch für die Überwindung ihrer vermeintlichen Defizite. Die noch lange nicht abgeschlossene Entwicklung hin zu einer Behindertensportberichterstattung, die auch wirklich den Sport in den Mittelpunkt stellt, verlief in den letzten Jahrzehnten aus Sicht der Athlet_innen selbst durchaus positiv.

Dieser sowohl für den Behindertensport als auch für die generelle Wahrnehmung von Behinderung begrüßenswerte Prozess kann allerdings nicht über eine jüngst ausufernde Sensationsberichterstattung über behinderte Sportler hinwegtäuschen. So fragten sich bereits in den 1990er Jahren Journalisten, ob von Prothesen unterstützte Athleten bald schneller laufen und weiter springen würden als Carl Lewis, der herausragende Leichtathlet dieser Zeit. Einerseits waren diese Prognosen nicht gänzlich unbegründet: Der deutsche Weitspringer Markus Rehm übertrifft aufgrund seiner außergewöhnlichen Sprungtechnik und mithilfe einer hochwertigen Carbonprothese regelmäßig die Weiten nicht behinderter Spitzathleten. Seine Leistungen haben eine anhaltende Debatte darüber ausgelöst, ob behinderte und nicht behinderte Sportler_innen in gemeinsamen Wettkämpfen gegeneinander antreten sollten. Im Rahmen dieser Debatten wird häufig auf den unfairen Vorteil technisch optimierter Sportlerkörper verwiesen. Schnell stellen Beobachter_innen dieses Diskurses die Verbindung einer eigentlich um Sport kreisenden Diskussion zu Cyborg-Fantasien um einen »Körper 2.0« her.² Wenn britische Paralympioniken im Vorfeld der Spiele von London 2012 gar als *Superhumans* beworben werden, wird deutlich, dass der Behindertenleistungssport mittlerweile auch als Experimentierfeld der medizintechnischen Industrie gesehen werden kann. Im Behindertensport gewonnene Erkenntnisse über leistungsstärkere und leichtere Prothesen, über wendigere Rollstühle kommen letztlich

auch der Alltagsnutzung dieser Geräte zugute. Konkret führten beispielsweise Ende der 1980er Basteleien an den abschätzig als »AOK-Chopper« bezeichneten Alltagsrollstühlen durch Rollstuhlbasketballer zu signifikanten Designverbesserungen, die später auch nicht sportlich Aktive nutzen konnten.

Eine andere direkte Auswirkung des organisierten Behindertensports auf breitere Bevölkerungskreise lässt sich an einer weiteren Entwicklung ablesen, die in den 1980er Jahren an Dynamik gewann: Immer mehr ältere und chronisch kranke Menschen stießen nun in die »klassischen« Behindertensportvereine. Alterssportgruppen, Herzsportgruppen, Sportangebote für an Multipler Sklerose erkrankte Personen wurden in die bestehenden Angebote eingegliedert. Darüber hinaus entstanden in dieser Zeit auch zahlreiche Rehabilitationssportvereine. Sie gingen zum Teil aus Behindertensportvereinen hervor, waren als Kooperation mit Nicht behindertensportvereinen angelegt oder wurden neu ins Leben gerufen – als Angebot für meist ältere behinderte und nicht behinderte Menschen. Somit trug der organisierte Behindertensport zur regelmäßigen Begegnung nicht behinderter und behinderter Menschen und letztlich zu deren Integration bei.

Beide zentralen Entwicklungen der 1980er und 1990er Jahre – die stärkere Leistungssportförderung und die Öffnung für neue Personengruppen – verhalfen den stagnierenden Mitgliederzahlen zu einem sprunghaften Anstieg. Zwischen 1981 und 2015 konnte der DBS die Zahl der betreuten Sportlerinnen und Sportler um mehr als das Sechsfache steigern. Heute nehmen ca. 650 000 Menschen das Sportangebot der im Dachverband DBS organisierten Vereine wahr. Trotz dieser für die gesellschaftliche Teilhabe behinderter Menschen positiven Entwicklungen der letzten drei Jahrzehnte birgt die Geschichte des Behindertensports in der Bundesrepublik auch auffallend konfliktreiche Untersuchungsgebiete. Diese wurden im Rahmen meiner Studie unter den Schlagworten Hierarchie, Integration

2 Karin Harrasser, Körper 2.0. Über die technische Erweiterbarkeit des Menschen, Bielefeld 2013.

und Selbstbestimmung gefasst. Neben dem Motiv der Überwindung bildeten diese analytischen Termini einen roten Faden, der sich durch den gesamten Untersuchungszeitraum zog. Nachdem die grundlegenden Entwicklungen des bundesdeutschen Behindertensports und meine zentralen Befunde nun vorgestellt sind, soll auf diese drei Themenbereiche und deren Bedeutung für die Geschichte von Behinderung, folgend eingegangen werden.

Fazit: Hierarchien, Integration und Selbstbestimmung

Die Rangfolge im System des Behindertensports in der Bundesrepublik war im gesamten Untersuchungszeitraum in unterschiedlich starker Ausprägung zu beobachten und basierte auf drei Kriterien: der Ursache der Beeinträchtigung, der Art der Beeinträchtigung und dem Geschlecht der betroffenen Personen. Ob eine Person in Versehrten- oder Behindertensportvereinen mit offenen Armen empfangen wurde und gleichberechtigt am Übungsbetrieb teilnehmen durfte, hing folglich von mehreren Faktoren ab. Wer männlich und durch Kriegseinwirkung körperbehindert war, gehörte der bis zum Ende der 1980er Jahre auf allen Verbandsebenen zunächst qualitativ und quantitativ, später nur noch qualitativ dominierenden Gruppe an. Wenngleich der prozentuale Anteil kriegsversehrter Männer im Verlauf der Zeit abnahm, so waren doch bis zum Ende des Untersuchungszeitraums alle prägenden Personen im DBS-Präsidium männlich und kriegsversehrt. Ein ganz ähnliches Bild zeigte sich in den Landesverbänden bis hinunter in die einzelnen Vereine. Daher konnte der DVS/DBS sein Image als »Verband Ewiggestriger« lange Zeit nicht ablegen.³ Historisch lässt sich die Hegemonie kriegsversehrter Männer mit deren schierer

Anzahl nach dem Zweiten Weltkrieg und ihrer sozialpolitischen Bevorzugung durch die staatliche Versorgungsverwaltung erklären. Aus den ökonomischen Nutzenerwägungen der 1950er und 1960er Jahre ging eine Fokussierung auf Männer im erwerbsfähigen Alter einher, denen durch ein Bündel an Maßnahmen – darunter der Versehrtensport – die berufliche Wiedereingliederung erleichtert werden sollte. Zudem ist auch die Rolle von Kriegssopferverbänden zu beachten. Der DVS war insbesondere in seiner Entstehungsphase von der politischen Vernetzung von Kriegssopferorganisationen abhängig. Als einflussreicher Lobbyverband der mehr als eine Million Menschen zählenden Kriegsversehrten trug vor allem der Verband der Kriegsbeschädigten, Kriegshinterbliebenen und Sozialrentner Deutschlands (VdK) entscheidend zur Entstehung des Versehrtensportverbandes bei. Ein DVS-Funktionär bezeichnete seinen eigenen Verband in den 1950er Jahren treffend als Kind von Vater Staat und Mutter Kriegssopferorganisation. Das Selbstverständnis, ein Verband für die Belange kriegsversehrter Menschen zu sein, legte der DVS selbst deutlich nach seiner Umbenennung lange Zeit nicht ab.

Menschen, deren Beeinträchtigung nicht auf eine Kriegseinwirkung zurückging, hatten es daher schwer, in den Vereinen Anerkennung zu finden. Sie erschienen zahlreichen Kriegsversehrten als störende Elemente in einem Verband, der nicht selten durch ein Image als Veteranenverband auffiel, in dem eine Form exklusiver Kameradschaftspflege betrieben wurde. Erst durch politischen Druck ab den frühen 1970er Jahren begann sich dies zu ändern. Die Behindertensportvereine öffneten sich in der Folge für bislang marginalisierte Gruppen wie zivilbehinderte Personen, Kinder und vor allem auch für Frauen mit Behinderung. Wenngleich die Funktionärs Ebene weiterhin von kriegsversehrten Männern der »ersten Stunde« dominiert blieb, begannen die starren Hierarchien von da an zu bröckeln. Mit Blick auf die Nivellierung von Ungleichbehandlungen in einem definierten gesellschaftlichen

³ Vgl. Bernd Wedemeyer-Kolwe, Vom »Versehrtenturnen« zum Deutschen Behindertensportverband (DBS). Eine Geschichte des deutschen Behindertensports, Hildesheim 2011, S. 157.

Subsystem kann von einem hohen Einfluss politischer Gestaltungsmacht ausgegangen werden. Ohne die Impulse der sozialliberalen Koalition, die den Behindertensport als Teil allgemeiner behindertenpolitischer Reformen zu modernisieren halfen, hätte der Wandel im DBS so nicht stattfinden können. Entsprechend kann hinsichtlich der Gleichbehandlung und der Integration gesellschaftlicher Randgruppen als Teilergebnis meiner Studie ein deutliches Politics Does Matter formuliert werden.

Im Rahmen der Analyse der Hierarchien im Behindertensport konnte ich den innovativen Forschungsansatz der Intersektionalität anwenden. Intersektionale Forschung geht davon aus, dass sich Ungleichheitskategorien wie Ethnizität, Klasse und Geschlecht gegenseitig durchdringen und bedingen können. Im vorliegenden Beispiel bot sich die verschränkte Analyse der Kategorien Geschlecht und Behinderung an, da diese beiden Kategorien gemeinsam zur Konstituierung der hierarchischen Verhältnisse im bundesdeutschen Behindertensport beitrugen. Der bislang in den deutschsprachigen Sozial- und Geisteswissenschaften in erster Linie auf theoretischer Ebene stattfindenden Diskussion um den Intersektionalitätsansatz konnte in meiner Studie folglich ein empirisches Beispiel gegeben werden. Gesellschaftlich wirksame Vorstellungen von Behinderung und von Geschlechterrollen wandelten sich im Behindertensport zeitgleich und interdependent. Diese Verwobenheit sozialer Ungleichheitskategorien muss bei der Analyse von Diskriminierungen – etwa auf der Basis von Nationalität, Geschlecht oder Ethnizität – auch heute stärker beachtet werden. Die Erkenntnisse meines Forschungsprojekts können dabei sowohl der wissenschaftlichen als auch der politischen Beschäftigung mit Diskriminierungsstrukturen Impulse verleihen.

Das dritte Hierarchiekriterium – die Art der Beeinträchtigung – blieb über den Untersuchungszeitraum hinaus wirksam. Organisierter Behindertensport wird nach wie vor in erster

Linie von körperlich beeinträchtigten Menschen wahrgenommen. Menschen mit geistiger Beeinträchtigung hatten und haben es sehr schwer, in den Vereinen offen und vorurteilsfrei aufgenommen zu werden. Berührungsängste und Stereotypisierungen verhinderten die Integration geistig beeinträchtigter Menschen in den Behindertensport lange Zeit komplett. Erst durch politischen Druck und Modellprojekte ab Mitte der 1970er Jahre entstand auch für diese Personengruppe ein Sportangebot. Bezeichnend ist, dass sich dabei Akteure hervortaten, die außerhalb der traditionellen Vereine standen: Verbände wie die Lebenshilfe für das geistig behinderte Kind und die neuartigen Integrationsportmodelle sind hierbei zu nennen. Entsprechend ging die Gründung der heute für den Sport geistig beeinträchtigter Menschen bedeutendsten Organisation, der Special Olympics Deutschland, auf die Initiative dieser Gruppen zurück, nicht auf das Engagement des DBS. Die im Vergleich zu körperbehinderten Menschen späte Integration geistig beeinträchtigter Menschen in den Behindertensport zeigt, dass Personengruppen, die über keine starke Lobby verfügen, einflussreichere Partner benötigen, um Teilhabe zu erfahren.

Im Verlauf des Dissertationsprojekts kam wiederholt die Frage auf, ob Behindertensport als Integrationsmotor gelten kann. Diese Frage kann allerdings nur unter Berücksichtigung der verschiedenen Gruppen behinderter Menschen und folglich nicht für alle Menschen mit Behinderung gleich und pauschal beantwortet werden. Denn das Sportangebot für kriegsversehrte Männer stellte mit Sicherheit eine Möglichkeit zur Integration dar, aber eben nur für eine bestimmte Gruppe. Mit den engen Sozialbeziehungen in den Vereinen ging auch eine Form der gemeinsamen »Schicksalsbewältigung« einher, wie Zeitgenossen immer wieder betonten. Allerdings funktionierte die Vergemeinschaftung in den Versehrtenportgruppen nur in einem Raum der Selbstisolation. Integration, Abgrenzung und Separation waren somit gleichzeitig auftretende Phänomene, die

sich gegenseitig bedingten. Im Zeitverlauf öffnete sich das behindertensportliche Integrationsangebot zwar immer weiter und führte letztlich auch zum gemeinsamen Sport behinderter und nicht behinderter Menschen. Allerdings ist aufgrund der zum Ende des Untersuchungszeitraums kaum geminderten Ausgrenzung geistig beeinträchtigter Personen von keinem universellen Integrationsangebot des bundesdeutschen Behindertensports auszugehen. Sport kann als Integrationsmotor dienen, doch ist Integration dabei als fortwährender Prozess zu verstehen, nicht als zu erreichender Zustand. Daher – so eine weitere Erkenntnis, die aus dem Untersuchungszeitraum hinauszeigt – ist weiterhin eine enge Kooperation von Sportverbänden, Politik und Sozialwissenschaften notwendig, um Vorurteile und Berührungssängste gegenüber bestimmten Personengruppen abzubauen.

Die Geschichte des Behindertensports in der Bundesrepublik ist abschließend auch in den Kontext der Selbstbestimmung behinderter Menschen einzuordnen. Wenngleich behinderte Menschen ihren eigenen Verband gründeten und maßgeblich gestalteten, blieb der Sportbetrieb lange Zeit fremdbestimmt. Durch den Therapiecharakter und die ständige ärztliche Überwachung der Übungen und Spiele blieb die sportliche Selbstbestimmung behinderter Athlet_innen lange eingeschränkt. Sportarten, die nur schwer von Ärzten begleitet werden konnten, wie etwa Rudern, und Disziplinen, die Prothesen und Stümpfe stark strapazierten, wie der 100-m-Lauf, waren lange untersagt. Ebenso durfte in den Vereinen lange nicht gekegelt werden, da dabei traditionell gerne Alkohol und Zigaretten konsumiert wurden; Spaß, Zwanglosigkeit und Selbstverantwortung standen somit lange Zeit hinter der zweckdienlichen Therapie zurück. Erst in den 1980er Jahren lockerten sich diese Einhegungen des Behindertensports und mithin auch das Bild behinderter Menschen: Ihnen wurde nun mehr und mehr zugestanden, sich von medizinischen Vorgaben und ökonomi-

schen Nutzenorientierungen zu lösen und ihre Freizeitbeschäftigung selbst zu gestalten.

Als Ausgangsfrage stand über diesem Essay, ob sich Behinderung überwinden lässt. Die Geschichte des bundesdeutschen Behindertensports hat gezeigt, dass diese Frage nur sinnvoll beantwortet werden kann, wenn zwischen körperlicher oder geistiger Beeinträchtigung und gesellschaftlichen Barrieren als ambigen Begriffsbedeutungen von Behinderung unterschieden wird. Durch körperliche Ertüchtigung und prothetische Hilfsmittel ließen sich Leistungsdefizite im Vergleich zu nicht behinderten Menschen ein Stück weit kompensieren. Mittlerweile ist die prothesentechnische Entwicklung derart fortgeschritten, dass vermeintlich behinderte Sportler_innen ihre nicht behinderten Konkurrenten sogar übertreffen können. Behinderung als Ausgrenzung und Verwehrung von gleichberechtigter gesellschaftlicher Teilhabe zu überwinden, ist allerdings ein davon losgelöster Prozess, der unvermindert andauert. Als dritte Dimension von Überwindung ist zudem erweiternd und kritisch anzumerken, dass die Erwartung einer Überwindungsleistung an sich hinterfragt werden muss. Denn mit ihr ist immer auch eine implizite Forderung nach der Anpassung an eine Norm verbunden, die von nicht-behinderten Menschen gesetzt wird. Es ist sozusagen eine Überwindung des Überwindungsmotivs notwendig. Weder mitleiderregende Betrachtungen behinderter Sportler_innen noch eine sensationsheischende Überhöhung behinderter Athlet_innen als *Superhumans* erscheinen daher zeitgemäß und angebracht. Meine Studie über die Geschichte des Behindertensports in der Bundesrepublik kann im Anschluss daran Kontinuitäten von Fremderwartungen aufzeigen, die an behinderte Menschen herangetragen wurden und werden. Politik, Medien, Wissenschaft und Sportverbände sind aufgerufen, ihre Sichtweisen von Behinderung zu hinterfragen. Anhaltende gesellschaftliche Prozesse, die mit Schlagworten wie Inklusion und *Diversity* versehen sind, können von einer zeithistorischen Fundierung, von der Erläu-

terung der Genese des aktuellen Verständnisses von Behinderung profitieren. Dabei ist zu betonen, dass die Gruppe behinderter Menschen in der bundesrepublikanischen Zeitgeschichte nicht länger als monolithischer Block und Empfänger sozialstaatlicher Leistungen angesehen werden kann. Vielmehr ist es Anspruch der *Disability His-*

tory, und mithin meiner Studie, die Gestaltungsmacht behinderter Menschen aufzuzeigen und die Partikularinteressen einzelner Gruppen offenzulegen, um letztlich ein differenziertes Bild einer Personengruppe zu zeichnen, die zu lange von der allgemeinen Geschichtsschreibung marginalisiert wurde.